

Leseprobe aus:
Claudia Durastanti
Die Fremde



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Claudia Durastanti

DIE FREMDE

Roman

Aus dem Italienischen
von Annette Kopetzki

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2019 unter dem Titel
La straniera im Verlag La nave di Teseo, Mailand.

Con il sostegno del Ministero degli Affari esteri e della Cooperazione

internazionale – Mit freundlicher Unterstützung des italienischen
Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten und internationale
Kooperation

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-552-07200-8

© Claudia Durastanti, 2019

© 2019 La nave di Teseo, Milano

published in arrangement with Michael Gaeb
Literary Agency, Berlin

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2021 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Satz: Nadine Clemens, München

Autorenfoto: © Sara Lucas Agutoli

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Foto: © ULAŞ KESEBİR & MERVE TÜRKAN / Stocksy

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

FAMILIE

After great pain,
a formal feeling comes.

EMILY DICKINSON

MYTHOLOGIE

Meine Mutter und mein Vater lernten sich an dem Tag kennen, als er versuchte, sich in Trastevere vom Ponte Sisto zu stürzen. Es war eine gute Stelle zum Springen, er konnte zwar ausgezeichnet schwimmen, aber der Aufprall auf dem Wasser hätte ihn gelähmt, und der Tiber war schon damals giftig und grün.

Wenn sie allein war, ging meine Mutter immer mit gesenktem Kopf und hochgezogenen Schultern, als würde es regnen, doch an dem Tag blieb sie auf der Brücke stehen und sah einen jungen Mann rittlings auf der Brüstung sitzen. Sie ging zu ihm, legte eine Hand auf seine Schulter und zog ihn zurück, vielleicht gab es auch ein kurzes Gerangel. Sie brachte ihn dazu, sich zu beruhigen und langsam zu atmen, dann spazierten die beiden durch die Stadt, betranken sich und landeten in einem Hotel mit steifen Bettlaken, die nach Ammoniak rochen. Noch vor Tagesanbruch zog meine Mutter sich an und ging. Sie musste zurück ins Pensionat, und mein Vater war ihr zu nervös erschienen, sie rüttelte nicht einmal an seiner Schulter, um sich zu verabschieden.

Als sie am nächsten Tag mit ihren Freundinnen aus dem Schultor kam, sah sie ihn am Straßenrand stehen, mit verschränkten Armen an ein Auto gelehnt, das ihm nicht gehörte, und in dem Moment begriff sie, dass sie geliefert war. Ich habe sie immer um den mystischen, finsternen Ausdruck beneidet, mit dem sie das erzählt, diese Apokalypse habe ich ihr nie gegönnt.

Damals vor der Schule trug mein Vater enge Jeans, ein

hellblaues Hemd mit aufgekrempeelten Ärmeln und rauchte eine Marlboro rot, davon verbrauchte er zwei Päckchen am Tag.

Er war gekommen, um sie von einer staatlichen Schule an der Nomentana abzuholen, und von dem Moment an begann ihr gemeinsames Leben.

»Wie hat er mich bloß gefunden?«, fragte sie. Als ich ein kleines Mädchen war, erzählte sie mir diese Geschichte, darin verwandelte sie meinen Vater in einen geheimnisvollen Zauberer, der uns überall in der Zeit und im Raum abpassen konnte, und ich umarmte sie fest, ohne ein Wort zu sagen, doch insgeheim fragte ich mich, wie es war, von einem Mann auf diese Weise begehrt zu werden.

Dann wurde ich älter und erinnerte sie an das, was nur allzu offensichtlich war. »Für solche wie dich gab es nur eine einzige Schule in Rom, so schwierig war das nicht.« Sie nickte, dann schüttelte sie den Kopf: Nein, er hatte sie gefunden, weil er musste. Obwohl ihre Ehe endete, hat sie nie bereut, dass sie ihn von dieser Brücke weggebracht hatte: Er war taub, sie auch, und ihre Verbindung sollte etwas Intimeres und Tieferes haben als die Liebe.

Mein Vater und meine Mutter lernten sich an dem Tag kennen, als er sie vor einem Überfall vor dem Bahnhof Trastevere rettete.

Er hatte gehalten, um Zigaretten zu kaufen, und wollte gerade wieder ins Auto steigen, als die heftigen, hastigen Bewegungen zweier Übeltäter seine Aufmerksamkeit weckten. Sie traktierten ein Mädchen mit Tritten und versuchten, ihr die

Handtasche zu entreißen. Er erschreckte die beiden, bis sie endlich wegliefen, dann blieb er bei meiner Mutter stehen, um sie zu beruhigen, und schlug ihr vor, sich bei ihm zu Hause zu waschen. Damals wohnte er noch bei seinen Eltern, und als sie diese sehr junge Frau, fast noch ein Kind, mit dem dunklen Teint und den von der Dusche feuchten Haaren zum ersten Mal sahen, dachten sie, sie müsse eine Waise sein.

Mit zwanzig hatte meine Mutter ein breites, unmanierliches Lächeln, die Zähne einer Raucherin und glatte, auf die Schultern fallende, schwarze Haare mit dem Schnitt, der keiner Frau steht; manchmal steckte sie ihre Haare mit Spangen aus Schildpatt fest. Sie lebte in einem Pensionat und schlief oft auf der Straße, zur Schule ging sie unregelmäßig. Das Geld, das ihre Eltern aus Amerika schickten, besserte sie mit Gelegenheitsjobs auf, aber sie erschien nicht pünktlich zur Arbeit.

Von dem Tag an gingen die beiden zusammen aus. Sie sprachen die gleiche Sprache aus Röcheln und zu laut ausgestoßenen Worten, doch es war ihr Verhalten, das die Blicke auf der Straße anzog. Sie schubsten die Passanten, ohne sich umzudrehen oder um Entschuldigung zu bitten, und boten ein Bild der Verschiedenheit: Er hatte hellbraune Haare, einen vollen Mund und ebenmäßige Gesichtszüge, sie reichte ihm kaum bis zu den Schultern und sah aus wie direkt dem Stützpunkt einer Guerillatruppe im Dschungel entsprungen.

Vor vielen Jahren konnte mein Vater plötzlich aus dem Nichts auftauchen. Wenn meine Mutter abreiste, um ihre Familie in Amerika zu besuchen, oder für ein paar Tage verschwand oder auch viel später, als sie sich schon getrennt hatten, ließ er sich oft genau im richtigen Moment am Abflugterminal blicken oder erschien hinter einer Glastür, kam

überraschend aus einem Aufzug heraus oder schlug die Autotür laut zu, damit sie wegen der plötzlichen Bewegung die Augen hob.

Sie erkannte ihn an seiner schlaksigen Haltung, am Lichtschimmer der Zigaretten, er stöberte sie auf wie ein verletzter, blutender Jäger die Tiere, wenn ihm keine anderen Sinne mehr helfen und er sich nur noch auf ein wütendes Gespür verlässt. Mein Vater und meine Mutter ließen sich 1990 scheiden. Seither haben sie einander selten gesehen, doch beide lassen die Geschichte damit beginnen, dass sie dem anderen das Leben gerettet haben.

KINDHEIT

Meine Mutter wurde in den letzten Tagen des Jahres 1956 in einem Gehöft am Fluss Agri in der Basilicata geboren. Während des Winters wohnten meine Großeltern eigentlich im Dorf, nicht in diesem maroden Gebäude, doch sie waren von einem Schneesturm überrascht worden, und so kam meine Mutter umringt von Katzen und magerem Vieh in einem Stall zur Welt. Ihre Eltern arbeiteten auf den Feldern, und sie verbrachte viel Zeit bei ihren Großmüttern. Eine war *accidental american* wie ich, sie war in Ohio geboren, wo ihr Vater vorübergehend Station gemacht hatte – wir wissen nichts von diesem Nomaden oder Gelegenheitssoldaten, nur dass er eine Reihe leichtsinniger Migrationen auslöste. Sie ging dann mit ihrer Mutter in die Basilicata und verwandelte sich in eine umgekehrte Immigrantin, die die Zukunft aufgab, um sich in der Vergangenheit aufzulösen. (Mit sechs Jahren sollte es mir ebenso ergehen, ich zog von Brooklyn in ein Dorf in der Lucania, wo es mehr Stück Vieh als Menschen gab.) Im Ort wurde diese Großmutter wie eine geheimnisvolle Person behandelt. Sie sprach zwar nie Englisch, besaß aber Dinge mit seltsamen Markennamen, Jeansstoffe, die sich nicht abnutzten, und Kerzen, die sich nicht aufzehrten, auch wenn sie stundenlang brannten. Die andere Großmutter war schweigsam und verletzlich, ihre Welt war geprägt von aschfahlen Erscheinungen am Himmel und Exorzismen, die mit einem auf die Stirn gelegten Silberlöffel vollzogen wurden, sie ging barfuß bei Prozessionen und glaubte fest daran, dass sie einen besonderen Dialog mit der Jungfrau Maria unterhielt.

Als ich klein war, wanderte meine Mutter mit mir am Fluss Agri entlang, an dem sie geboren war, und ich hatte Mühe, ihn mit den mythischen, stürmischen Gewässern zu verbinden, in die man sie mit vier Jahren getaucht hatte. Meine Mutter hatte eine Hirnhautentzündung mit hohem Fieber, und als ihre Eltern das Fieber bemerkten, beeilten sie sich, das Mädchen im Fluss zu baden, damit das Fieber sank, doch nach Meinung der Ärzte und der Nachbarn hatte dieses impulsive Heilmittel nicht den geringsten Nutzen. Durch die Infektion konnte sie blind, verrückt und taub werden oder sterben, und alle Frauen, die an dem Bettchen, in dem sie festgebunden und erloschen lag, über ihr Leben wachten und beteten, stimmten für die Taubheit. Sie würde es nicht leicht haben, aber wenigstens würde sie die Welt sehen und einen Weg finden, sich verständlich zu machen.

Mein Großvater Vincenzo war klein, dunkel und ein Weiherheld. Als er und meine Großmutter Maria in den sechziger Jahren nach Amerika auswanderten, taten sie das nicht, weil sie arm waren – sie waren arm – oder weil sie eine bessere Arbeit brauchten, sondern weil er den Frauen des Dorfes zu galant begegnete und meine Großmutter darunter litt. Er spielte Ziehharmonika auf Hochzeiten und Festen, trug dunkle Hosen und bis zu den Ellenbogen aufgekrempelte Hemden und hatte kein einziges weißes Haar in seinem mit Gelatine zurückgestriegelten Schopf. Es war eine arrangierte Verlobung gewesen, sie waren Cousin und Cousine ersten Grades, und hörte man auf das Geschwätz und den Tratsch der Dorfbewohner, konnte man glauben, meine Onkel und Tanten wären wegen dieser unheilvollen Blutsverbindung kleinwüchsig geboren und meine Mutter deswegen ertaubt. Meine Großeltern hatten die Gesetze der Distanz gebrochen und

waren dafür bestraft worden; tatsächlich aber verlor meine Mutter ihr Gehör durch eine Infektionskrankheit, und meine Onkel und Tanten waren klein wie viele junge Leute damals in Süditalien. Adelige und Vampire paarten sich untereinander, um die Spezies zu erhalten, einigen unzuverlässigen Anthropologen zufolge war das auch bei manchen afrikanischen Stämmen Usus, um Bannflüche abzuwenden, doch in Wirklichkeit gab es genaue Regeln, um ein Übermaß an Blutsverwandtschaft zwischen Liebenden zu verhindern; manchmal war es sogar unmöglich, sich mit einem Jungen zu verloben, der das gleiche Totemtier hatte, und wer weiß, ob das Zusammentreffen unverträglicher Geister und Totems wirklich für die gescheiterten Liebesbeziehungen in meiner Familie verantwortlich war.

Meine Großmutter war eine Ehefrau wie aus einem Bauernroman, sanft, wo er leicht entflammbar war, zielstrebig, wenn er sich ausweichend verhielt. Sie hatte helle Haut und einen breiten, schmalen Mund. Als junges Mädchen hatte sie sich einen Jungen ausgesucht, schüchtern wie sie, doch mein Großvater war der, den alle wollten – sie hatte keine Wahl. Auf den Neid der anderen zu verzichten, ist das wahre Tabu in einem kleinen Dorf. Wenn jemand etwas Böses sagte, schüttelte sie den Kopf oder legte dem Unglückseligen die Hand auf den Mund, sie wurde nicht oft wütend. Sie wusste nicht, wie sie ihre Tochter verteidigen sollte, wenn die Leute sie »die Stumme« nannten oder ihr sagten, das Mädchen sei ein armes Ding, auf das Gott besser aufpassen sollte.

Doch meine Mutter verteidigte sich selbst und hatte keine Nachsicht mit denen, die sie nicht verstanden, wenn sie sprach. Mit vier schüttete sie einen Topf kochendes Wasser über einer Nachbarin aus, die schlecht über sie geredet hat-

te, sie hatte es an der Gestik und den mitleidigen Blicken der Frau erkannt. Und sie war lachend am Fenster stehen geblieben, was ihr bei der Familie heimliche Anerkennung eintrug.

Sie kam nur mit ihren Brüdern und mit den Großmüttern aus, die mit verkniffenem Mund im Dialekt redeten, unmöglich, ihnen von den Lippen abzulesen, aber sie hatten eine natürliche Veranlagung zur Gestik und berührten meine Mutter immer, so wie sie mich immer berührt hat. Ihre Brüder glaubten nicht, dass sie wirklich taub war, und wenn sie Versteck spielten, laut abzählten und meine Mutter auf den Sträßchen des Dorfes sich selbst überließen, taten sie das nicht, um sie auszuschließen, sondern weil sie darauf vertrauten, dass sie sich allein orientieren konnte. Für ihre Brüder war meine Mutter kein Opfer und nie etwas Besonderes. Noch heute, nachdem meine Onkel sehr unterschiedliche Leben gelebt und ihr Italienisch in sechzig Jahren Amerika fast verlernt haben, sprechen sie mit ihr, als könnte sie hören, die Geschwister führen diese komischen, asynchronen Gespräche, die typisch sind für auseinandergeressene Familien.

Als Kind war sie lebhaft und widerspenstig, und um ihr Disziplin beizubringen, beschlossen die Eltern, sie bei den Nonnen in Potenza aufs Internat zu schicken. Die Lehrerinnen erkannten sie an ihrem blendenden Lächeln; wenn sie keine Schuluniform hatte, trug sie gestreifte Pullover, und selten ließ sie sich mit einer Puppe in der Hand blicken.

Auf dem Internat lernte sie durch Folter, sich verständlich zu machen. Wir hatten nie große Küchenmesser im Haus, weil sie meine Mutter an die Schuljahre erinnerten, als die Nonnen der einstigen Klosterschule Suore Maddalena di Cannossa ihr ein Messer auf die Zunge legten und sie aufforder-

ten, zu schreien, damit sie lernte, mit ihren Stimmbändern Töne hervorzubringen. Oder sie musste elektrisch geladene Drähte anfassen, und die Nonnen befahlen ihr, noch lauter zu schreien. So hat meine Mutter gelernt, den Klang ihrer Stimme wiederzuerkennen.

Sie konnte besser sprechen als die anderen Mädchen, denn nach der Hirnhautentzündung waren Reste ihres Hörvermögens geblieben, die aber schwächer wurden und dann für immer verschwanden. Anfangs lebte sie also noch nicht in einer Überdruckkammer der Stille, ihre Hörschnecke war unregelmäßig gebrochen, so kamen und gingen die Geräusche, und die Welt war ein Ort gespenstischer Erscheinungen und plötzlicher Heuler. Manchmal versucht sie, mir die panische Angst zu beschreiben, die man als Schwerhörige bei chronischem Kopfschmerz empfindet. Es sei, als stünde jemand hinter ihr, der sie andauernd erschrecken wolle. Als mein Bruder und ich klein waren, erschreckten wir sie wirklich, wir stürzten plötzlich in ein Zimmer, wir sprangen auf ihren Rücken, damit sie den Körperkontakt spürte, und immer hofften wir, sie würde lachen, aber sie reagierte auf unsere Überfälle mit langen Schweigephasen, in denen wir unsere Grausamkeit bereuten, allerdings nicht ernsthaft genug, um damit aufzuhören. Die Möglichkeit, einem Hinterhalt zum Opfer zu fallen, hat ihren Körper unwiderruflich verändert, hat ihr den Rücken gekrümmt und sie unfähig gemacht, anderen Menschen wirklich in die Augen zu schauen.

Im Internat lernte meine Mutter die Gebärdensprache. So verständigte sie sich mit den Nonnen, die ihre Lehrerinnen waren, mit tauben Freundinnen, später mit meinem Vater, obwohl er das Gestikulieren hasste, doch nie mit Menschen, die hören konnten. Nie hat sie ihre Eltern und ihre drei Brü-

der gebeten, die Gebärdensprache zu lernen, auch ihre Kinder nicht. Warum sie darauf verzichtet hat, anderen ihre private Sprache aufzunötigen, ist mir, die ich lange Zeit Angst hatte, laut zu sprechen, ganz klar: Die Gebärdensprache ist theatralisch und sichtbar, sie setzt dich ständig den Blicken der anderen aus. Sie macht dich sofort zur Behinderten. Wenn du nicht gestikulierst, hält man dich lediglich für ein etwas schüchternes und zerstreutes Mädchen. Meine Mutter, die anderen von den Lippen las, bis sie mit den Augen und Nerven am Ende ihrer Kraft war, die mit hoher, lauter Stimme und falschem Akzenten sprach, erschien dagegen wie eine Migrantin mit Sprachfehler, eine Fremde. Wenn sie in den Bus stieg, und die Fahrer sie manchmal fragten, ob sie Peruanerin oder Rumänin sei, nickte sie nur, ohne weitere Erklärungen abzugeben, der Irrtum schmeichelte ihr fast.

Meine Mutter hat nicht nur das Gehör verloren: auch eine Freundin im Internat, im Wasser.

Die Mädchen waren mit den Nonnen in eine Ferienkolonie gefahren, sie trugen smaragdgrüne Badeanzüge und Leinwandhütchen mit einer zur Schleife gebundenen Kordel unter dem Kinn. Eine von ihnen war zu weit hinausgeschwommen, sie konnte nicht schreien und hatte sich so um sich selbst und ins Meer hinunter gedreht.

Es war ein Trauma für alle Schülerinnen, und von dem Moment an wurden die Horrorgeschichten über die Art, wie sie sterben konnten, immer grauenvoller. Diese Mädchen, alle unfreiwillige Tänzerinnen, immerfort erschüttert von innerlichen Regungen und Racheakten, erzählten einander vor dem Einschlafen Geschichten, die den Nachrichten in den Gazetten des 19. Jahrhunderts ähnelten, Artikeln mit Illustrationen von toten, schwangeren Bräuten, die im Sarg ge-

baren – Tatsachenberichte einer vergangenen Zeit. Von ihrer eigenen Situation erzählte die Geschichte einer Gehörlosen, die sich nicht mitteilen konnte und nach einem vermeintlichen Herzstillstand begraben wurde. Als man den Sarg wieder öffnete, hatte sie sich am Holz das Fleisch von den Fingern gekratzt. Der Tod der ertrunkenen Freundin wurde mir in allen grausamen Einzelheiten erzählt und ist der Grund, warum meine Mutter noch heute Angst hat, allein im Aufzug zu fahren, und ich Angst habe, zu schwimmen.

In den Sommerferien kehrte sie in ihren Heimatort San Martino zurück, bis ihre Eltern nach Amerika auswanderten und sie mit dem ältesten Bruder, auch er im Internat, zurückließen. Meine Großeltern wurden Migranten, sie mussten sich eine andere Sprache erobern, ohne ihre Muttersprache je richtig gesprochen zu haben. Meine Mutter besuchte eine ausgezeichnete Schule, es gab gute Gründe, sie in Italien zu lassen. Trotz ihrer täglichen Rebellionen hatte sie die Nonnen liebgewonnen und war eine gute Schülerin. Ursprünglich wollte meine Großmutter ihre Tochter mitnehmen, doch bei einer Sprechstunde mit den Lehrerinnen wurde sie gefragt: »Willst du wirklich, dass sie nicht mehr sprechen kann und sich in einer fremden Umgebung einsam fühlt? Kann sie nicht später nachkommen?« Und Großmutter brachte kein Wort heraus, belastet von den Sorgen ihrer eigenen Abreise.

Sie gingen weg, als meine Mutter zwölf Jahre alt war, bevor sie abreisten, schenkten sie ihr ein weißes Kleid und Lackschühchen, ungeeignet für ihr Alter. Nach diesem Abschied wurde meine Mutter noch verschlossener und rabiat, doch wenn ich sie frage, ob sie sich je im Stich gelassen gefühlt hat, verneint sie. Ihre Eltern hatten mit knapper Not

die Grundschule abgeschlossen. Sie waren heitere, gute Menschen, nicht besonders intelligent, aber zu einer wichtigen Einsicht fähig: Sie würden nicht für immer da sein, sie hätten ihre Tochter nicht in jedem Moment beschützen können. Meine Mutter musste unabhängig werden, und das ist ihr gelungen. Das Leben meines Vaters sollte anders verlaufen.

Die Mutter meines Vaters war ein anmutiges Mädchen, Schneiderin, Tochter einer Frau aus Monteleone di Spoleto und eines Schäfers aus Canale Monterano, der sie beim Weidewechsel kennengelernt hatte. Sie wuchs zusammen mit der Mutter und den Geschwistern in einem kleinen Ort in Umbrien auf, der Familienvater war eine unwichtige Erscheinung, die sich nur im Sommer konkretisierte. Mit den Brüdern verstand sie sich gut, mit den Mädchen gab es Probleme wegen zu großer Nähe und Eifersucht.

Ihrer ältesten Schwester nahm sie den Verlobten weg, er sollte dann mein Großvater werden.

Während des Zweiten Weltkriegs wurde meine Großmutter Rufina von einer reichen Familie aufgenommen, für die sie Kleidung nähen sollte. Ein deutscher Soldat, der ihr den jüngsten Bruder entführt hatte, weil er ihn für einen Kommunisten hielt, machte ihr den Hof. Meine Großmutter holte sich den Bruder aus einer Sennhütte am Ortsausgang zurück. Er war kein Kommunist, lungerte nur auf der Straße herum. Ich habe nicht das Privileg, Partisanen zu meiner Familie zu zählen, nur Menschen, die sich der Macht mehr oder weniger nachgiebig unterordneten. Als Gegenleistung für den Bruder versprach sie, die Socken und Hemden der Soldaten zu fli-

cken. Eines Tages, der Deutsche hatte ihr einen Korb mit Wäsche zum Waschen gebracht, sagte er laut: »Wenn ich Glück, kommen wieder, die Blonde nehmen.« Meine Großmutter saß in einem anderen Zimmer, den Kopf über den Nähkorb gebeugt, aber sie wurde nicht rot, als sie seine Stimme hörte. Sie hatte kupferblonde Haare, noch heute ärgert sie sich über diese beleidigende Ungenauigkeit. Nonna Rufina hasste die Faschisten und die Kommunisten, aber zu den Deutschen war sie freundlich. Die jungen Nazis wurden herumkommandiert wie alle anderen auch, doch sie waren wenigstens Fremde, es war einfacher, einander zu töten, wenn man sich nicht kannte.

Auch der Fotograf einer anderen Ortschaft machte ihr den Hof, über einen Nachbarn schickte er ihr Briefe, sie öffnete die Umschläge und fand Fotos von Sonnenuntergängen, die ihr unbehaglich waren und sie langweilten, Kunst hat immer ihr Missfallen erregt.

Der Arzt eines Nachbardorfs kam oft zu den Festen im Haus der reichen Leute, die sie als Schneiderin angestellt hatten, und forderte sie zum Tangotanz auf, aber sie schämte sich. Der Arzt gefiel meiner Großmutter sehr, doch sie wusste, dass sie ungebildet war. Sie las keine Bücher, konnte kaum schreiben. Schön war sie, aber was hätte sie als Frau eines Arztes getan? Sie hätte ihn in Verlegenheit gebracht, darum verlobte sie sich mit dem Hufschmied, dem ehemaligen Freund ihrer ältesten Schwester, und heiratete ihn.

Sie fühlte sich nicht schuldig, weil sie ihrer Schwester den Mann gestohlen hatte, der Krieg war dazwischengekommen, vieles hatte sich verändert. Mein Großvater »wurde aus der Tür geworfen und kam durchs Fenster wieder herein«, denn er hatte begriffen, dass diese junge Frau trotz ihrer ausgefal-

lenen Frisuren und ihrer Eitelkeit eisern sparen konnte und vom Geld besessen war wie er.

Beide hatten eine gute Arbeit, der sie nachgingen, ohne darüber zu sprechen, und als meine Großmutter schwanger wurde, wusste sie nicht einmal, dass die Fruchtblase platzen würde, sie dachte nur an das Nähen mit ihrer Singer, die sie als Sechzehnjährige auf Raten gebraucht gekauft hatte.

Sie hatten drei Kinder. Die älteste Tochter lebt nicht mehr, und der Letzte, mein Vater, wurde taub geboren.

Wanda, die Tante, die ich nie kennengelernt habe, ist schon mit drei Jahren gestorben. An dem Tag hatte meine Großmutter in der Badewanne Stoffe gefärbt, mit kochendem Wasser, damit die Farbe gut eindrang, und sie war zum Herd gegangen oder weil jemand an die Tür geklopft hatte. Dieses Detail ändert sich jedes Mal, wenn sie die Geschichte erzählt. Sie kehrte ins Badezimmer zurück und fand das Kind in der Wanne. Tagelang wechselte sie, unterstützt von Verwandten und Nachbarn, immer wieder den Verband und rieb die runzelige, spinnennetzfeine Haut mit Öl ein; ein paar Tage später war das Mädchen tot. Auf dem Foto in der Grabnische der Familie ist ihre Haut von der damaligen Nachbearbeitungstechnik verändert, sie trägt ein grell himmelblaues Kleid, und ihr Haar ist lockig, sie war schon ein Gespenst.

Nonna Rufina hat wenig Schulbildung und beherrscht ihre Sprache nicht, aber für Farben hat sie besondere Wörter, da vertraut sie einer Begrifflichkeit, die langsam ausstirbt. In ihrer Welt gibt es kein Blau, es gibt das Zuckerhutpapierblau und das Kornblumenblau. Ich besuche sie, und sie zeigt mir Lederhandschuhe oder auf dem Bett ausgebreitete Wollröcke; wenn ich frage, ob ich die »braunen« nehmen darf, sagt sie »Mohrenkopf«, die Farbe Rosa verbessert sie durch

Zyklamen, sie unterscheidet Blauviolett vom Vergissmeinnicht, besteht darauf, dass es wichtig ist, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, und ich muss daran denken, dass ihre Tochter von der Farbe getötet wurde.

Sie behauptet, mein Vater sei taub geboren, weil sie sich während der Schwangerschaft erschreckt hat, sie wollte die Straße überqueren, als plötzlich ein Auto hervorgeschossen kam und sie mitten auf der Straße aufschreien ließ. Anfangs tat sie, als wäre es nicht passiert, als könnte der Junge sie hören, und nie wieder sind Mutter und Sohn so vertraut gewesen wie zu jener Zeit, beide unempfänglich für das Offensichtliche. Mein Großvater sprach wenig, also muss es jemand von außen gewesen sein, der in die wattierte Intimität ihrer Gespräche eingedrungen war und meiner Großmutter begreiflich gemacht hatte, dass man einen Arzt aufsuchen musste, weil der Junge nie antwortete. Nach den nutzlosen Untersuchungen in Krankenhäusern begannen die Pilgerfahrten, für Lourdes fehlte meinen Großeltern das Geld, aber mein Vater schaffte es, sich von Padre Pio berühren zu lassen, freilich um am nächsten Tag noch immer taub und ohne Stigmata zu erwachen. Als kleiner Junge war er eher ruhig, bössartig wurde er erst, als sie ihn in ein Internat auf der Nomentana steckten.

Großmutter holte ihn jedes Wochenende ab, dafür ertrug sie mehrere Stunden Busfahrt von Monteleone di Spoleto nach Rom auf kurvigen Straßen durch Nadelwälder, vorbei an Maschendrahtnetzen, in denen der Fels gefangen war, damit es keinen Steinschlag gab. Später beschlossen sie und mein Großvater, nach Rom umzuziehen, um sich diese Wochenendbesuche zu erleichtern. Großmutter war eines der schönsten Mädchen im Ort gewesen, die mit der geraden

Haltung, und in ihrem Mutterdasein hatte sie alles falsch gemacht.

In der Stadt wurde sie Hausmeisterin, doch dafür eignete sie sich wirklich nicht, sie putzte die Treppen und verbreitete keine Klatschgeschichten. Ihr Mann beschlug Pferde im Testaccio, einem Ort, an dem das heute nicht mehr geschieht, unter verfallenen Bögen und Werkstätten, wo Rom Leder und Rost war, bevor es im Tiber ertrank.